

Auch brillante Autoren haben Heizkosten

- Der sibirische Winter in der Literatur / Von Kurt Drawert ¹

FAZ vom 20. Juni 2008

„Ich hab mein Lehen, alle Welt, ich hab mein Lehen!/ Nun fürcht ich nicht den Hornung an den Zehen/ und brauche geiz'ge Herren nicht mehr anzuflehen!“ So beginnt Walther von der Vogelweide sein um 1220 geschriebenes Gedicht „Ich han min Lehen“, mit dem er sich beim Staufenkaiser Friedrich den II. für dessen Ausstattung am Hofe bei Würzburg bedankt. Hätte ihm das peinlich sein sollen? Müsste ihm das heute, fast 800 Jahre später, peinlich sein, wo der Staufenkaiser, sagen wir mal, Deutsche Bank heißt?

Ein wenig peinlich berührt aber bin ich, wenn ich nun allen Ernstes darauf hinweisen soll, dass Autorenförderung nicht sinnlos verbranntes Geld ist, wie es der Artikel von Oliver Jungen mit der schon etwas haarigen Überschrift „Autorenförderung? Hungert sie aus!“ (FAZ vom 30.4.) nahelegt. Wenn ich dennoch darauf eingehe, dann allein, weil in einer Zeit der notorisch knappen Kassen so mancher gespitzte Rotstift auf einen Legitimationshintergrund, wie Herr Jungen ihn liefert, gerade noch gewartet hat, um zum Einsatz zu kommen und herauszustreichen, was noch herauszustreichen ist. Es geht dann zu wie in einem ruinierten Betrieb, der die fehlinvestierten Millionen nicht mehr ausgleichen kann und dessen Geschäftsleitung das wirtschaftliche Desaster auf das Problem mit den vergeudeteten Büroklammern schiebt. Oder im Klartext gesprochen: was sich die Gesellschaft in ihrer schwerkranken Verschwendungssucht alles leistet und wofür Unsummen an Geldern zur Verfügung stehen, ergibt nicht einmal andeutungsweise ein adäquates Verhältnis zu den Subventionierungen in der Kultur. Was kostet die Ablösung eines Fußballspielers, und wie hoch ist die Gage eines Moderators im Unterhaltungsfernsehen? An all das haben wir uns gewöhnt, und es ist schon lange zu einer kulturellen Selbstverständlichkeit geworden, die bereits unterhalb eines sprachlich darstellbaren Reflektionsniveaus liegt und somit auch gar nicht mehr ins Bewusstsein tritt. Ein namhafter Regisseur sagte einmal, er möchte von den Politikern genau wissen, was ein Panzer kostet, ehe er mit ihnen über die Zuschüsse für sein Theater verhandelt. Und da haben wir hier noch nicht einmal die Frage berührt, was die Gesellschaft für ihren humanitären Fortbestand eigentlich braucht, was ihr nützt und was sie voranbringt. Der Tennisplatz? Oder die Casting-Show auf RTL?

¹ Antwort auf Oliver Jungen, „Autorenförderung? Hungert sie aus“, FAZ v. 30.4.2008, Zitate O. J.: 1.) „Es gibt in Deutschland mehr Preise als Schriftsteller, und die meisten werden auch noch jährlich verliehen.“ 2.) „Literatur gilt als Pflegefall.“ 3.) „Einen solchen Subventionsschub hat bisher nur die Steinkohle erfahren.“ 4.) „Zutraulich geworden durch regelmäßige Fütterung, scheint der Literatur sogar das Bewusstsein dafür abhandengekommen zu sein, dass ihre innere Natur nicht die des Haustiers ist, sondern die der Bestie.“ 5.) „Wenn die Literatur nutzt, was den Schriftstellern schadet, dann, liebe Förderfunktionäre und kuchenverdrückendes Literaturhauspublikum: Schadet den Schriftstellern! Hungert sie aus!“

Aber zurück zu unserem Kampf um die eingesparte Büroklammer. Denn tatsächlich spielt die Literaturförderung im Verhältnis zur Förderung der Theater, Orchester und Museen für den Kulturhaushalt eine nur marginale Rolle. Oliver Jungen aber schreibt: „Einen solchen Subventionsschub hat bislang nur die Steinkohle erfahren“. Da er nun aber auch sagt, dass es in Deutschland mehr Preise als Schriftsteller gibt, woraus ich schließe, dass er lange nicht in Berlin war, wo es in einigen Stadtbezirken schon geradezu auffällt, wenn jemand nicht schreibt, muss man das hier auch nicht weiter auf die Goldwaage legen. Und gewiss hat er auch recht, wenn er eine Inflationierung der Preise bedauert. Aber sind an diesem Zustand die Schriftsteller schuld, außer eben dadurch, dass es sie gibt? Oder ist es nicht vielmehr so, dass wir uns nur noch an symbolischen Referenzen orientieren und die Substantialität eines Werkes selbst kaum mehr zur Kenntnis nehmen? Unsere von Event zu Event stürzende Kultur, die ständig das Außergewöhnliche inszenieren muss, weil sie in Wahrheit kaum noch über rezeptive Sensibilität verfügt und ästhetisch oder inhaltlich ansprechbar ist, hat lange schon die Immanenz gegen die Referenz getauscht. Es geht um Symbole, wie bei Armani. Die vielen Anschlusspreise, die jemand erhält, der erfolgreich debütiert hat und dafür ausgezeichnet wurde, sind der Beweis. Nicht das gelungene Buch, sondern die Referenz des gelungenen Buches lassen noch den letzten Sparkassendirektor irgendwo einen kleinen neuen Preis erfinden, durch den auch er dann noch etwas Gutes getan hat. Meint er und kommt mit aufs Bild für die Zeitung. Je niedriger die Preissumme, um so höher ist die symbolische Ausbeutung. In dieser wilden Schlacht um Bedeutungsanteile, die ja auch eine Variante der Ohnmacht darüber markiert, es hauptsächlich nur noch mit leeren Signifikanten zu tun zu haben, ist der Autor kaum mehr als eine Spielmarke. Was er am Ende erhält - vorabzugssteuerberechtigt trotz Genieverdacht und Jenseits-von-Gut-und-Böse-Gehabe -, ist im Verhältnis zu den Ausgaben für die Feierlichkeiten und Repräsentationsverpflichtungen so lächerlich, dass es einem das Herz rührt. Aber da er ja im naiven Verständnis eines Durchschnittskonsumenten als physische Person quasi transzendental ist und gerade einen imaginären Pakt mit der Unsterblichkeit geschlossen hat, geht wohl auch das irgendwie in Ordnung. Der überraschte Debütant aber, der gerade seine ersten begabten Seiten veröffentlicht hat, weiß nicht wirklich, wie ihm geschieht. Die Gefahr besteht für ihn dort, wo er dieses ganze hypertrophierte Brimborium für Realität hält und meint, jetzt habe er es geschafft und so gehe es für alle Zeit weiter. Aber Hochmut kommt vor dem Fall, und auch hier stimme ich Oliver Jungen zu: die junge Literatur ist oft so erschreckend harmlos und versteckt sich hinter allerhand Theoriekram, anstatt ästhetisch wirklich etwas zu riskieren. Vorzugweise in der Lyrik, die sich für Poesiediskurse besonders eignet und ihre gelegentlichen Inkommensurabilitäten philosophisch gut aufkocht. Aber wieder muss man doch fragen: was können die Autoren für das Regelsystem eines Betriebes, der, wie die Sprache selbst, immer schon da ist? Sollen sie sich entziehen? Und wohin?

In einen Status der Asozialität, in der man keine Miet-, Strom- und Wasserrechnungen mehr zu bezahlen hat? Wer dieses von Spitzweg inspirierte Panorama „vom armen Poeten“ vor seinem inneren Auge bewegt, hat wahrscheinlich selbst noch nie seine letzten Groschen gezählt. Am warmen Ofen lässt es sich gut über den sibirischen Winter reden, und immer wieder erlebe ich es, dass gerade die von einem Künstler erwarten, er möge sich das Hemd aufreißen und die Klinge ans Herz setzen lassen, die am hartnäckigsten ihre eigenen Pfründe verteidigen. Die Handvoll Großverdiener, die es in der Literatur natürlich auch gibt, dürfen den Blick hierfür nicht trüben: die meisten Autoren, und ich meine jetzt wirklich Autoren, die man ernst nehmen kann, sind wirtschaftlich arm. Und wer schon einmal eine Honorarabrechnung über einen Betrag bekommen hat, der unter dem Wert einer Briefmarke lag, weiß, wovon ich jetzt rede.

Nicht also die Autorenförderung ist das Problem, sondern die Egalität der Förderung. Und das hat seinen Grund in der Indifferenz der Werte. Heute kann jeder Schriftsteller werden, der irgendwie einen grammatisch vollständigen Satz schreiben kann, und im Zweifelsfall hat er noch einen *Ghostwriter*, der das für ihn regelt. Die Stars der Bestsellerlisten heißen Hape Kerkeling (sehr nett) und Charlotte Roche (auch nett), deren analfixierte Pickel-, Pussy- und Spermienprosa an und für sich nicht weiter der Rede wert wäre, würde sie nicht unterderhand auch einen Skandal beschreiben, nämlich den einer perversen kollektiven Lust am Zuschauen, wie er sich im Verkaufserfolg ausdrückt. Alle diese Namen, die alle irgendwie Schriftsteller sind, und alle diese Bücher, die alle irgendwie Literatur sein wollen – da kommt keiner mehr nach und braucht, ich wiederhole es, die Empfehlung. Und auch darum gibt es die Preise: um den Weizen von der Spreu zu trennen und nicht völlig aus den Augen zu verlieren, was im kommerziellen Geschäft schon lange unter die Dornen fiel: die ästhetisch radikale und moralisch rigorose Literatur, die tatsächlich etwas wagt und der Gesellschaft tausendfach zurückgibt, was sie, wo sie sich noch nicht aufgegeben hat und suizidal geworden ist, für sie, und am Ende natürlich auch für sich selbst, investiert hat. Diese Literatur, die vielleicht auch der Verfasser des Artikels meint, es aber in einem postexpressionistischen Anfall von Geniekultverklärung gerade ein wenig verwischt, entsteht aus einem kühlen, unbestechlichen Blick auf unsere Verhältnisse und der Begabung, im Alltäglichen das Besondere und im Individuellen das Exemplarische zu sehen. Das kann man nicht lernen und nicht lehren, ja, man kann es nicht einmal wollen, denn es ist entstehungsgeschichtlich vollkommen frei, sich herauszubilden oder verlorenzugehen. Aber man kann einen Referenzrahmen schaffen, der diese Potentiale entdeckt, sie fördert und am Leben erhält. Natürlich setzen sich gute Werke auch unter widrigen Umständen durch. Aber wie viele gute Werke sind auf dem Weg zu ihrer Vollendung verlorengegangen, weil sie eben diesen Referenzrahmen nicht hatten? Wir wissen es nicht, und wir wissen auch nicht, wie aus Realität ein poetisches Konzept wird, das Wirklichkeit in den Status von Wahrheit

erhebt. Literatur entsteht auf so verschiedene Weise und durch so verschiedene Indikatoren, dass es im Grunde überhaupt keinen Sinn gibt, danach zu fragen. Flaubert wollte das „Buch über Nichts“ schreiben, und dann hat er „Madame Bovary“ geschrieben. Intention und Produktion sind selten koinzident, und wo sie es sind, fehlt der Literatur ihre dunkle, wesentliche Seite, ihr Unterbewusstsein. Am Ende zählt doch nur das Resultat, und Literatur, die nicht mehr ist als die Summe ihrer sprachlichen Teile, ist letztendlich gar keine Literatur, wie auch ein Schriftsteller, der sich für ein paar belegte Brötchen bestechlich gemacht hat, kein Schriftsteller ist, sondern eine Kopie. Dieser Autor aber, wie ich ihn wesentlich finde, ist viel zu tief in die Geschichte seiner Zeit und Person verstrickt und von einem produktiven Unglück über die weit über ihn hinausgestellten Verhältnisse begleitet, dass sich seine Schreibpraxis unmöglich durch ein paar Zuwendungen substantiell ändert. Da die ökonomische Grundformel des Kapitalismus nun einmal heißt, Zeit ist Geld, kommt er entweder gut voran, weil er den Rücken frei hat, oder eben nicht, weil er sich seinen Unterhalt mühsam verdienen muss. Darüber muss man doch im Grunde gar nicht lange reden. Bei Oliver Jungen nun aber ist der Autor eine Art Stopfgans, aus der wieder herauskommt, was man kurz vor Weihnachten in sie hineingetan hat. Und so hat er denn auch die geeignete Rezeptur auf Lager, wie sich das therapeutische Verzweiflungsfieber zur Hervorbringung nach Gerechtigkeit schreiender Werke initiieren lässt: „Wenn der Literatur nutzt, was den Schriftstellern schadet, dann, liebe Förderfunktionäre und kuchenverdrückendes Literaturhauspublikum: Schadet den Schriftstellern! Hungert sie aus! Macht sie wütend!“ Nun ja, das klingt wohl eher nach Wilhelm Lange-Eichbaum, bionegatives Erbmaterial und Kreativitätsschübe durch psychopathologische Insuffizienz als nach aufgeklärtem 21. Jahrhundert. Für die überkompensierten Henkelohren oder den begabtmachenden Schwindsuchthusten stehen dann die abgedrehten Subventionszuflüsse. Man muss dieses Schreibproletariat nur existentiell auf eine niedrigere Betriebstemperatur herunterdrosseln, und schon liefert es Markenware. - Darf ich an dieser Stelle einen Preis für praktizierten Zynismus ausloben?